


Nr. 88. Bromberg, den 28. April 1928.

# Der Mann, den die Welt nicht sah!

## Ein Roman von Traum und Sein von Hanns Marschall.



(3. Fortsetzung.) 

Seine Gedanken sprangen hin und her. Sollte er jetzt hinausgehen und warten, bis sie zum Vorschein kam? — Er fühlte eine lähmende Müdigkeit und konnte nicht einmal sagen, woher sie kam. Und dann wurde ihm auf einmal klar, daß er sich fürchtete, mit dieser Frau zusammenzutreffen. Wenn sie erst zum Vorschein kommt, — wirst du sie nicht mehr los! hörte er eine Stimme sagen. Sie wird sich an deine Fersen heften und dich nie mehr freilassen! Sie tritt in dein Leben und ist da! — — Sie ergreift Besitz von dir, wie man von einem Gegenstand Besitz ergreift, den man nie wieder freiläßt und den man mit Argusaugen bewacht.

„Jolanthe Marazeth!" flüsterte er und sank hintenüber. Die Augenlider fielen ihm zu und er sah eine wundervolle Frau vor sich stehen. Sie strich mit ihren zarten, durchsichtigen Händen, auf denen ein Flimmern lag, über seine Stirn und sagte: „Schlafe!" Er wollte sich aufrichten und konnte nicht. Zwei dunkle Märchenaugen sahen ihn verzehrend an und neigten sich dicht über ihn.

„Jolanthe Marazeth!" keuchte Lanis Carlson. „Wer bist du?"

„Ich bin die Frau, die du dein ganzes Leben lang gesucht hast. Ich bin dein erstes und letztes Glück, dem du nachgejagt bist. Ich bin die Erfüllung deines Wunsches, der in dir seit Jahren geschlummert hat. Wie lächerlich und kindisch muß dir heute Inge von Brogade vorkommen! — Kaum kannst du dich noch entsinnen, wie sie aussieht. Es war eine Verwirrung von dir, als du dir einbildetest, sie zu lieben. Als du aber am letzten Tage deiner Abreise von Kopenhagen vor ihrem Hause standest, kämpften zwei Menschen um dich: Sie und ich! — Und ich bin die Siegerin geblieben! — Nun bist du bei mir! — Und weißt du noch, wie sich jene kleine, blonde, törichte Frau um dich bemüht hat? — Ruth hat dir nie etwas sein können. Sie verblaßte schon, als du noch in ihrem Salon saßest. Ihre Worte liefen an deinem Ohr vorbei und haben dein Herz nie erreicht!"

„Jolanthe Marazeth!"

„Ja? —"

„Wer bist du?"

„Frage nicht, Geliebter! — Ich bin das Glück!"

„Das ist nicht alles! — Du bist mehr!"

„Ich bin die Erfüllung!"

„Weiter!"

„Weißt du noch damals, als wir auf der Veranda eines kleinen Hotels in Colon gesessen haben. Über der Limon-Bai schimmerten die Sterne in aller Pracht. Du wolltest nicht schlafen gehen, so sehr ich dich auch bat. Es war unsere letzte Nacht. Am anderen Tage führte mich der Dampfer durch den Panama-Kanal. „Jolanthe!" hast du gebettelt. Und immer noch einmal: „Jolanthe! — Bleib!"

Ich aber durfte nicht. Pflichten riefen mich, die wichtiger waren als alles andere. Nie hattest du damals erfahren, was es für Pflichten waren. Aber geahnt hattest du sie, als du mich zwei Tage später in Mexiko wiedersahest. Da versank hinter dir alles, — alles. In Mexiko erst begannen wir zu leben, wir zwei! —"

„Weiter!"

„Bis es vorbei war! — Ganz plötzlich! — Über Nacht! — Bis ich verschwand! — Ich wußte damals, daß du mir nachgereist bist, aber ich durfte dir nicht mehr zeigen, wenn ich dein Leben nicht gefährden wollte. Dein Leben, das mir kostbarer war, als alles andere!"

„Und nun?"

„Und nun hat uns das Schicksal wieder zusammengeführt! — Nun hat es so sein müssen! — Du darfst nicht fragen!"

„Woher aber weißt du, daß ich dich gesucht habe? — Woher weißt du von Ruth und Inge?"

„Pst! — Ich weiß alles! — Du kannst dich nur unsichtbar machen, aber ich weiß und sehe alles ohne deine Erfindung!"

„Jolanthe!"

„Und nun gib mir deinen Hut! — Wo ist er?"

„Nein! — — — Nein!"

*

Lanis Carlson war aufgesprungen und starrte leichenblaß in die Finsternis. Seine zitternden Hände griffen durch die Luft, als suchten sie etwas. Der Schweiß war ihm aus allen Poren gebrochen.

Dann sank er schlaff in sich zusammen.

Draußen über den Gang huschten Schritte.

Er horchte auf. Hatte man ihn gehört? — Hatte er laut geschrien? Seine Hände tasteten nach dem Stuhl, auf den er den Hut gelegt hatte. Er lag unversehrt und unberührt noch dort.

Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen.

„Jolanthe Marazeth!" flüsterte er vor sich hin. „Also doch!" Er faltete die Hände wie ein Kind und sah hinaus durch das kleine, runde Fenster auf das Meer. Leise, ganz leise spürte er das Schaukeln des Schiffes.

*

In dieser Nacht schlief Lanis Carlson wenig. Er hatte die Fenstervorhänge fest verschlossen und zeitweilig das elektrische Licht eingeschaltet. Eine ganze Stunde hatte er auch in einer dänischen Zeitung gelesen, die er in London gefunden hatte. Er fand seinen Namen als Überschrift fettgedruckt. Mit Interesse hatte er festgestellt, daß die Kopenhagener Polizei nicht nur dem Kapitän der „Jütland" eine Depesche nachgesandt hatte, sondern daß alle dänischen Schiffe, die sich am Tage seiner Abfahrt auf hoher See befanden oder gerade erst ausgelaufen waren, benachrichtigt worden waren. In den Zeitungsmeldungen war auch die Rede davon, daß in allernächster Zeit wahrscheinlich größere Beamtenversetzungen im Polizeiwesen in Kopenhagen zu erwarten seien. Genauere Nachrichten fehlten, Namen waren nicht genannt. Aber immerhin schrieb die Presse deutlich genug, um erkennen zu lassen, daß es sich um Beamte handele, die im Falle Lanis Carlson so jämmerlich versagt hätten.

In einem Londoner Blatt fand Carlson auch eine genaue Beschreibung seiner Person. Sie lenkte ihn ein wenig auf sein Äußeres. Er stellte Betrachtungen an, ob er wirklich so aussehe, wie er hier beschrieben wurde. Er hatte nie gewußt, daß seine Augenbrauen gleichmäßig und voll gewölbt waren. Ebenso wenig war es ihm bekannt gewesen, daß sein Antlitz durchaus edel und wohlgebildet war. —

Beim Morgengrauen verließ er die Kajüte und wanderte wieder durch das Schiff. Den Hut auf dem Kopf, stand er an der Reeling und beobachtete die Treppe, **auf der**

Jolanthe Marazeth erscheinen mußte, wenn sie das Deck betreten wollte.

Verschiedene Male schon waren die Hochzeitspärchen an ihm vorbeigekommen. Auch den Professor hatte er gesehen. Er saß in einem Liegestuhl an einer windgeschützten Stelle des Decks und las in einem Buch.

Endlich gegen zehn Uhr kam Jolanthe Marazeth die Treppe herauf. Sie trug ein einfaches Reisekostüm. Der Rock reichte bis zu den Knien, die herrlich geformten Beine steckten in seidenen Strümpfen. Über die Schultern hatte sie lose einen Regenmantel geworfen, der im Winde hin und herwehte.

„Jolanthe!" flüsterte Lanis Carlson und streckte ihr unwillkürlich die Arme entgegen.

Und nochmals: „Jolanthe!"

Seine Knie zitterten und er mußte sich stützen, um nicht umzusinken. Das war Jolanthe Marazeth, jene wundervolle Frau, die ihm einst acht Tage, acht kostbare Tage und Nächte aus ihrem Leben geschenkt hatte.

Und klar und deutlich sah er ein Bild vor seinen Augen: Ein kleines Häuschen in Colon, am Ausgange des Panama-Kanals, weit, weit draußen vor der Stadt, das sie gemietet hatte. Dorthin hatte sie ihn kommen lassen an einem wundervollen Sommerabend, dem letzten, den sie hier verbringen wollte. Auf der Veranda hatten sie beieinander gesessen und waren noch nicht schlafen gegangen, als längst schon die Sterne am Himmel zu verblassen begonnen hatten, als im Osten schon das Frührot des neuen Tages stand.

„Jolanthe!"

Dann sieben Tage und sieben Nächte in Mexiko-City. Im Innersten der Stadt, mitten im Gewühl, in einem eleganten Hotel, hatten sie beieinander gewohnt. Wenn sie aber zusammensaßen, dann versank um sie her das Brausen und Rauschen der Stadt. Der Pulsschlag stockte und setzte aus. Jeden Morgen war eine kleine Indianerfrau ins Hotel gekommen und hatte die herrlichsten und seltsamsten Blüten gebracht. Er nahm sie ihr immer ab, beschenkte sie reichlich und legte die Blumen vor die Tür von Jolanthes Zimmer. Wenn sie dann öffnete, perlte ihr Lachen durch die Räume bis zu ihm hinüber, der schon mit sehnsüchtigem Herzen saß und wartete.

Am achten Morgen aber blieben die Blumen liegen. Die Türe wurde nicht mehr geöffnet. Traurig ließen die Blumen die Köpfe hängen. Am Mittag fielen die Blüten ab.

Jolanthe Marazeth war verschwunden.

„Du brauchst nicht mehr zu kommen!" hatte er zu der kleinen Indianerfrau gesagt, als sie am anderen Morgen wieder erschienen war.

„Jolanthe Marazeth! — — Nun war sie da! — Nun starb sie zum Greifen nahe vor ihm und er durfte nicht mit ihr sprechen. Er durfte sie nicht berühren.

Mit wiegenden Schritten ging die schöne Frau langsam an ihm vorüber. Ihr Blick war in die Ferne gerichtet.

Lanis Carlson mußte an sich halten, um nicht laut herauszurufen. Er folgte ihr, blieb hinter ihr stehen, — so dicht, daß sie seinen Athem spüren mußte.

Einmal wandte sie sich auch um und ihr Blick glitt suchend über das Deck. Dann aber stand sie wieder unbeweglich an einen großen Ballen gelehnt und sah starr geradeaus.

Und nun griff sie in die Tasche, holte ein Stück Papier hervor und las die mit Bleistift hingeschriebenen Worte.

Lanis Carlson sah ihr über die Schulter und erkannte einen Briefbogen, der als Aufdruck an der linken Ecke die Worte trug:

„Geheimdokument! — Britisches Außenministerium!"

In diesem Augenblick, da Lanis Carlson nahezu daran gewesen war, seine Hand auf ihre Schulter zu legen und sich zu erkennen zu geben, — in diesem Augenblick setzte einen Pulsschlag lang sein Herz aus. Er stand wie angewurzelt und sah nur auf den herrlichen Hals der Frau vor ihm, der im Sonnenlichte funkelte und schimmerte.

Dann trat er zurück.

Jolanthe Marazeth faltete das Schreiben zusammen und versenkte es wieder in ihre Manteltasche. Langsam wandte sie sich um und schritt zurück.

Lanis Carlson sah ihr nach wie einem Menschen, den man verliert. Den man für immer und alle Ewigkeit unwiederbringlich verliert.

„Jolanthe Marazeth!" flüsterte er.

So hatten die Stimmen, die damals behauptet hatten, daß diese Frau eine Spionin war, doch also recht behalten! — Sie kam von London — fuhr mit einem kleinen, unansehnlichen japanischen Dampfer. Als Ziel der Reise hatte sie Hong Kong angegeben, aber Lanis Carlson wußte in diesem Augenblick, daß sie nicht nach Hong Kong fuhr. Er wußte, daß sie schon vorher aussteigen würde, um nie wieder auf das Schiff zurückzukehren. Irgendein Vorwand ließ sich in jedem Hafen finden.

Langsam und mit gesenktem Kopf schritt Lanis Carlson über das Deck, hinab in den Salon. Durch die großen Glasfenster der Tür sah er sie in einem Klubsessel sitzen, wie sie in einem Buche las.

Er stand eine Weile still, ehe er weiterschritt.

*

War es gut gewesen, daß er die Erfindung gemacht hatte? — War es gut gewesen, daß er unsichtbar hinter ihr gestanden und gelesen hatte, was sie in den Händen hielt? — —

Ihn schmerzte der Kopf. Er fand sich nicht mehr zurecht in der Welt. „Aber du bist ja gar nicht mehr in der Welt!" lachte eine Stimme in ihm.

Da wußte Lanis Carlson, daß er unglücklich geworden war. Wußte, daß ihn seine Erfindung um ein Lebensglück ärmer gemacht hatte. Wie viel hätte er jetzt darum gegeben, wenn er unwissend neben dieser Frau hergegangen wäre. Unwissend, — aber geliebt! — — —

*

In Port Said verließen die beiden Ehepaare das Schiff, um mit der Bahn nach Kairo hinüberzufahren. In Aden empfahl sich der Professor. Nun waren Jolanthe Marazeth und Lanis Carlson die einzigen Passagiere an Bord der „Nagasaki".

In all diesen Tagen und Nächten hatte Lanis Carlson einen schweren Kampf durchgemacht. Sollte er sich ihr zu erkennen geben oder nicht? Immer wieder, wenn er kurz davor gestanden hatte, seinen Hut abzunehmen, hatte er im letzten Augenblick gezögert. Und dann war es ihm, als wenn eben über die Lippen der schönen Frau ein flüchtiges Lächeln gehuscht wäre.

Aus einem Gespräch mit dem Kapitän, das er belauscht hatte, und in dem ihm die merkwürdige Unterwürfigkeit und Ergebenheit des Japaners aufgefallen war, hatte er auch erkannt, daß sie ihm mitgeteilt hatte, diese Reise zunächst im Auftrage der englischen Regierung bis Singapore zu machen.

Eintönig verstrich die Fahrt. In Madras lag die „Nagasaki" nur einen halben Tag, und Lanis Carlson hatte es verschmäht, den Dampfer zu verlassen. Neue Passagiere waren nicht an Bord gekommen.

Langsam und träge bahnte sich das Schiff seinen Weg durch die Fluten des Golfs von Bengalen. Dann ging die Fahrt durch die Zehn-Grad-Straße südlich hinein in die Straße von Malakka. Es war unerträglich heiß. Jolanthe Marazeth lag tagsüber unter dem Sonnensegel auf einem Liegestuhl. Er saß in ihrer Nähe und beobachtete sie. Zuweilen erschien auch die kleine, biegsame Gestalt des Japanners, der Jolanthe lauernd beobachtete, aber offenbar nicht wagte, ihr näherzutreten.

Stunden hindurch glitt der Dampfer vorüber an paradiesisch schönen Inseln. Je näher die „Nagasaki" Singapore kam, um so unruhiger wurde Jolanthe Marazeth. Lanis Carlson bemerkte wohl, wie sie nach jedem Dampfer, der ihnen entgegenkam, Auslug hielt.

Ab und zu begegneten sie englischen Kanonenbooten und Torpedobooten. Jolanthe betrachtete sie alle mit merklichem Interesse.

Endlich war Singapore in Sicht. Ihre Koffer standen bereits an Deck. In respektvoller Entfernung hatte der Kapitän Aufstellung genommen.

Ein Rudel kleiner Eingeborenenboote schwamm heran. Jolanthe vergnügte sich damit, den kleinen braunen Burschen Bakschisch zuzuwerfen. Blitzschnell sprangen die kleinen sehnigen Gestalten in die Fluten und haschten nach den Geldstücken.

Knarrend und ächzend legte die „Nagasaki" am Pier an.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Von der Wahrheit.

Von **Richard Zoozmann.**

Die Wahrheit zu sagen, ist oft so umständlich, daß man aus Bequemlichkeit eine Lüge daraus macht.

*

Solange die Welt eine Wahrheit nicht erkannt hat, wird diese eine Dummheit genannt.

*

Das Bedürfnis nach Wahrheit ist der Trieb in uns. In der Unmöglichkeit, sie zu erreichen, beruht unser Elend.

*

Die Wahrheit ist die einzige Fürstin, die immer inkognito reisen muß.

---

# Der König der Nacht.

Skizze von **Max Geißler.**

„Was machen mir nun ein bißchen?“ sagte der Häher Markolf zu sich selber, als er gefrühstückt hatte. „Ah,“ fiel ihm ein, „ich werde mal meinen Freund und Jagdgenossen Kolk besuchen!“ Er machte sich auch gleich auf die Fahrt. Es war ein köstlicher Sommermorgen.

Kolk war ein sehr alter Rabe. Er hatte schon einen kahlen Schädel, wohnte in einer Felsenburg im oberen Walde und ging nicht mehr aus. Einst war er ein tapferer Kämpe gewesen, nun aber ein schrulliger Einsiedel geworden, der alle seine Beziehungen zur Welt abgebrochen hatte. Selbst der Häher begegnete ihm seit Märzbeginn nicht mehr.

Unterwegs sah Markolf eine dicke Haselmaus. Die sonnte sich vor ihrem Häuschen. Ehe sie sich's versah, war er über ihr. „Au, au!“ schrie die Dicke. „Ich habe ja gar nichts Böses getan. Laß mich augenblicklich los, erbärmlicher Strauchdieb!“ „Tja“, sagte der Häher, „ich muß meinem Freunde Kolk etwas mitbringen, und Haselmäuse ißt er für sein Leben gern. Du mußt also daran glauben.“

Sie war so speckfett, am liebsten hätte er sie selber verschlungen. Aber er gedachte den alten Kolk bei guter Laune zu erhalten; deshalb entsagte er und nahm sie mit auf die Fahrt. Die Dicke wackelte noch ein bißchen, dann erlosch sie. Da war der Häher schon zur Felsenburg des Raben gekommen.

Es fiel ihm wohl auf: recht unordentlich sah es aus um diese Burg. Knochen von allerhand Wildbret lagen herum, sogar Igelbälge. Und Igel pflegte Kolk in der anderen Zeit nicht zu verspeisen. Nun: vielleicht hielt er das jetzt so, weil er sie gerade zur Hand hatte. Markolf, den die Unordnung zu anderer Zeit mißtrauisch gemacht hätte, freute sich über den Morgenimbiß, den er seinem Freunde brachte; deshalb vergaß er die gewohnte Vorsicht und wippte sich gleich in das Burgtor. „Kolk, mein Freund“, rief er im Anflug, „ich habe dir heut einen Leckerbissen zugedacht!“ Dabei lugte er in die Finsternis der Höhle, in der er den Raben vermutete — aber hui, wie erschrak er! Es standen zwei große, runde Lichter darin und glühten ihn an! Und ein gefährlich harter Schnabel knappte, als schlüg ein Hämmerlein auf Eisen.

Dem Markolf fuhr der Schreck ins Herz. Darüber verlor er die Haselmaus und — hast du nicht gesehen — enteilte in den Buchenwipfel. Er hatte da einen leidlichen Auslug gegen die Felsenburg. Die Lage der Dinge ward ihm sofort klar: sein Freund Kolk hatte das Zeitliche gesegnet und der Uhu von der Felsenburg Besitz genommen, vielleicht den Alten sogar erwürgt und verschlungen! Der Häher, der sich als Polizeiinspektor des Waldes betrachtete, pflegte jeden zu verhaften, der ihm nicht paßte. Oder er verleidete ihm — wenn sich das nicht machen ließ — wenigstens gründlich das Dasein. Die Sache mit dem Uhu aber war ein ganz besonderer Fall: der König der Nacht ließ nicht mit sich spaßen!

An eine Freundschaft mit ihm war natürlich nicht zu denken. Also fing der Häher an, ihn zu beschimpfen. Als ein rechter Strauchritter und Unflat gebärdet er sich dabei. Alles, was er an niederträchtigen Redensarten aufzubieten hatte, kreischte er wider die Felsenburg. — Der Uhu rührte sich nicht.

Das Geschrei ward lauter, raunte durch den Wald — was Federn hatte, eilte herzu. „Was ist denn los? Was ist denn los?“ Es wurden ihrer immer mehr. Schließlich war die Buche voller Vögel wie ein Apfelbaum im Herbst voller Äpfel. Und alle schrien durcheinander. Der Kuckuck — als Ausrufer in der grünen Stadt — mußte dem Uhu von der Buche aus verkündigen: „Uhu, du hast die Felsenburg augenblicklich zu verlassen! Für einen Raubritter, der des Nachts die Gegend unsicher macht, gibt's hier keinen Unterstand! Komm also heraus, damit wir dich mit Schimpf und Schande aus dem Lande treiben!“

Der Kuckuck rief diesen Beschluß sehr deutlich hinüber. Und wirklich: der Uhu kam heraus! Er trat aber nur auf die Schwelle, stellte seine Ohrbüschel und machte ein grimmiges Gesicht, als wolle er die Welt verschlingen. Dann ertönte sein widerliches Gekicher. Die Versammlung der Vögel wußte sich das recht wohl zu deuten; es hieß: „Ich bin der König der Nacht. Ich erkenne keine Herrschaft an — nur die des Menschen. Vor seiner größeren Kraft weiche ich. Ihr anderen aber — bleibt mir gewogen!“ Darauf trat er zurück in sein Verließ; und seine Lichter standen in der Nacht der Höhle wie ein paar Schmiedefeuer.

Der Häher, der an dem ganzen Aufruhr schuld gewesen war, strich als der erste ab. Seine überlegene Begabung sagte ihm: „Hier ist nichts zu machen, und Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.“

Der neue Herr der Felsenburg bildete für einige Zeit das Tagesgespräch der Vögel. Sogar die Rebhühner, die Wachteln und die Fasanen, die auf den Äckern ästen, erfuhren davon. „Ach, den haben wir längst gesehen!“ Wenn er in der Finsternis die Felder ableuchtete — nicht wie ein König, sondern wie ein Nachtgespenst, das mit seinen Lampen um Busch und Scholle schaukelte —, war er ihnen nicht entgangen.

Selten nur erhob er sich hoch über die Wipfel des Feldholzes, wohl nur dann, wenn er einen Ziegenmelker verfolgte, der in der grünen Stadt als Nachtwächter angestellt war. Oder wenn er hoch unter den Sternen den Vogel Himmelsziege meckern hörte, der mit dem klirrenden Klange der Schwingen sein Weibchen unterhielt, das in der Teichwiese brütete. Dann sah dieser König der Nacht wahrhaft königlich aus; denn es war, als fliege er auf leisen, breiten Schwingen hinein in den Mond.

Die Aufregung der Waldvögel legte sich rasch. Der Uhu ging ja immer erst aus, wenn die Finsternis fiel, und da waren sie zu Bett! Der Häher — wie es in seiner Natur lag — gab aber keinen Frieden. Wo er konnte, verleumdete er den König der Felsenburg. Im hellsten Sonnenscheine rückte er immer mit einer Schar Gassenbuben an und höhnte ums Burgtor. Er hatte den Kleinen weisgemacht, der Uhu könne am Tage nicht sehen! Deshalb waren sie so keck; Meisen, Rotkehlchen und Grasmücken gab es darunter.

Der König der Nacht ließ sich von ihnen nicht stören. „Aber mit dem Häher will ich doch bei Gelegenheit abrechnen“, nahm er sich vor, „der ist ein richtiger Taugenichts.“ Diese Abrechnung konnte natürlich nur des Nachts erfolgen. Und schlau, wie er war, hatte Markolf sich das sicherste Versteck im Walde gewählt: eine Fichte, die ganz mit Bartflechte bewachsen war. Zwischen den Flechten verbarg er sich wie in einem Himmelbett, an dem die Vorhänge zugezogen sind.

Etliche Nächte suchte der Uhu nach ihm. Vergeblich. Aber einmal erwischte er ihn doch. Es war gewitterschwül und sehr finster. Ein paar Fledermäuse hatten in dieser Nacht eine Treibjagd um die Fichte herum veranstaltet und knappten immer einmal einen dicken Nachtschmetterling. „Ruhe!“ rief der Häher. Und weil die Fledermäuse sich nicht um sein Gebot scherten, guckte er hinter dem Vorgang hervor und krätschte.

Der Uhu, der über den Wipfeln daher leuchtete, war gleich zur Stelle, und in grimmigem Behagen baumte er auf der Fichte Markolfs auf. Die scharfe Wehr seiner Klauen klirrte beängstigend auf der Astrinde. Der Atem stockte dem Häher . . . die graue Gardine vor seinem Bette bewegte sich, die Lichter des Uhus warfen ihren schrecklichen Schein, darunter hervor tönte das gefährliche Gekicher. Dem Häher ward, als gefriere ihm das Blut.

Da stieß ihm der König der Nacht vier Dolche in die Brust und riß ihm sein lästerliches Herz heraus.

---

# Bei Gutenberg in Mainz.

Von Liesbet Dill.

Im Gutenbergmuseum zu Mainz hängt eine höchst merkwürdige Landkarte der Städte, welche die Buchdruckerkunst zuerst einführten. Wie eine Sonne strahlt in ihrem Mittelpunkt das goldene Mainz. Von ihm gingen die Strahlen aus nach Augsburg, nach Moskau und Rom und verdichteten sich zu einem Spinnwebennetz, das sich allmählich die ganze zivilisierte Welt eroberte. In der Werkstätte Gutenbergs stehen noch der steinerne Herd, auf dem er das Blei zu den ersten Lettern schmolz, und die Gefäße, in denen die ersten Lettern gegossen wurden. Die 42zeiligen Bibeltypen liegen da, Manuskripte aus dem 15. Jahrhundert auf Büttenpapier, die ersten gedruckten Bogen hängen wie Wäsche auf der Leine zum Trocknen aufgespannt. Man befeuchtete erst das Papier, wie man Wäsche einspritzt, die gegossenen Typen wurden mit der Hand nach dem Manuskript gesetzt, kamen dann unter die Presse, mit Holzkeilen festgehalten, damit sie nicht rutschten, dann wurde die Druckerschwärze draufgerieben, mit Rahmen versehen und gepreßt. Ein sehr umständliches Verfahren. Gutenberg arbeitete mit zwei Gehilfen, Fust und Schöffer, die später auswanderten, ihres Meisters Erfindung verbreiteten und sie für ihre eigene Idee ausgaben. Gutenbergs bewegliche Lettern sieht man, die er einführte, indem er die Reihen-Buchstaben auseinander schnitt. Ein Fortschritt. Die ersten Bleimatritzen unter Glas, Gießinstrumente, Sandformen, alle Gefäße der damaligen Schriftgußtechnik. Das erste gedruckte Buch. Der „Türkenkalender für 1455“, „Mahnung der Christenheit wider die Türken“, lateinisch geschriebene Luxusbibeln in weißes Schweinsleder gebunden, mit entzückend feinen Malereien, auf Büttenpapier, in zerschlissenen Brokatbänden, von Mönchshänden oft durchblättert, die Türkenbulle des Papstes Calixtus III. 1456, mit den ersten Gutenbergtypen. Gutenbergs letzte Arbeiten aus dem Jahre

1460, Psalter in Buntdruck, vergessen bis 1810, von einem englischen General entdeckt und wieder zur Benutzung gebracht.

Das Alte Testament, auf Pergament gedruckt, der erste Brief des hl. Hieronymus. Saal an Saal durchwandert man, das Museum ist unerschöpflich. „Die hillige Schrift", illustrierte Bibeln mit Holzschnitten, kubistisch wirkend. Geographische Bibeln mit Atlanten und Landkarten, Bibeln auf Pergament, prunkvoll, in dickem Schweinsleder mit den ersten Landschaften nach der Natur, aus mehreren Platten zusammengesetzt, der Paß eines Bischofs, der nach Rom fahren will, zierlich gedruckt, Korrekturen aus dem 15. Jahrhundert. Zoologische Bibeln zur Belehrung der Kinder, mit Holzschnitten von allerlei Tieren. Im Panzerschrank wird das Original der ersten Bibel von Gutenberg aufbewahrt. Zwei dicke Bände, schwer und wurmstichig, stockfleckig im Innern, mit bunt ummalten großen Anfangsbuchstaben.

Karl VII. von Frankreich schickte 1458 eine Ordonnanz nach Mainz, um den Typendruck auszuspionieren, erreichte aber nichts. Gutenberg stammte aus einer Mainzer Patrizierfamilie. Im „Schöfferhof" hat er gewohnt. Sein Geburtshaus brannte ab. Das Leben eines Erfinders ist meist tragisch und endet in Elend und Armut. Gutenberg opferte alles seinen Erfindungen, machte eine halbe Million Gulden Schulden, Fust sprang ein mit Geld, und Gutenberg verpfändete ihm seinen Besitz. Nach und nach verlor er alles. Während des Krieges mußten die Mainzer Bürger aus der Festung flüchten. Mainz wurde 1462 halb zerstört und niedergebrannt, die Schweden hausten fürchterlich zwischen seinen Mauern. Gutenberg zog nach Eltville, dem Weinstädtchen am Rhein, in ein kleines einfaches Häuschen. Seine Gehilfen wanderten nach Holland und Rom. Inzwischen wurde die Buchdruckerkunst in Straßburg, Köln, Utrecht, Speyer, Augsburg, Basel und Venedig nachgeahmt. Gutenberg blieb verarmt. Das Geschäft machten andere. Er strengte Prozesse an gegen seine Ausbeuter, aber sie verschlangen nur Geld. Was half's ihm, daß man ihn adelte und ihm heute ein Museum erbaut? Wer weiß noch etwas Persönliches von Gutenberg, dem wir unsere Kultur verdanken? Ich gehe allein durch diese weiten Hallen, in denen seine Erfindungen aufbewahrt sind, der einzige Gast. Zwischen engen, düsteren Gassen steht der „Hof zum Gensfleisch", Gutenbergs Wohnhaus. Sein Wappen trägt die Narrenmütze. Karneval ist in Mainz zu Hause. Ein Relief, ein Denkmal und einige Porträts an den Wänden, Gutenberg mit seinem lang wallenden, deutschen Bart . . . „Was verschollen fast war, das gießt du über den Erdkreis und schon für weniges Geld kann man heut werden gelehrt", steht in einem Buch von 1458, das unter Glas vor mir liegt. Und ein italienisches Buch trägt das Motto: „Was die Wissenschaft den Deutschen schuldet, das kann nicht erschöpfend ausgedrückt werden."

Im Vestibül einer kühlen, grauen Halle steht das neue Gutenbergdenkmal, in Bronze, ein fremder Gutenberg, ohne Bart, denn er habe, heißt es, in einer bartlosen Zeit gelebt. Er ist in Gesellschaft von Philosophen, Weltreisenden und Erzbischöfen von Mainz, den Fürsten dieser Zeit, in roten Mänteln, mit breitem Hermelinkragen, deren Porträts die dämmerige Halle schmücken.

Draußen regnet es. Grau strömt der Rhein unter der Brücke, Nebel wogen um die Taunushöhen. Am Brückenkopf neben mir hat sich eine bunte Gesellschaft angesammelt. Wandervögel mit Lauten, blonde Engländer in Khakiuniformen, Marokkaner mit rotem Fez, deutsche Schutzleute, die ruhig und erhaben, an dieses Bild gewöhnt, den Verkehr am Brückenkopf ordnen, ein paar geschminkte Französinnen, die nach Wiesbaden ins Kurhaus fahren, ein Bild, an das man sich langsam wieder gewöhnen muß, wenn man aus dem 15. Jahrhundert zurückkehrt an den von Franzosen besetzten Brückenkopf der geschleiften deutschen Festung Mainz.

---

# Hände beim Essen.

**Von F. L. Dunbar v. Kalckreuth.**

Während vor noch nicht 100 Jahren jeder kultivierte Mensch mit der rechten Hand das Essen zum Munde führte, wurde es durch amerikanischen Einfluß plötzlich anders. Und doch gilt noch heute die rechte Hand als die fähigere und bevorzugte. Ist das in der Struktur des menschlichen Körpers so vorgesehen, also angeboren oder ererbt? Wären demnach die vielen sogenannten Linkshänder Abnormitäten? Das ist jedoch nicht der Fall, denn die Beobachtung der unzivilisierten Völker in ihren Handhabungen zeigt vielmehr, daß sie keinen Unterschied beim Gebrauche ihrer beiden Hände kennen. Einige, z. B. die Targi unter den Beduinen, bedienen sich sogar ihrer gelenkigen Füße beim Aufheben von Gegenständen. Das erinnert an die Anfänge der Menschheit und zeigt sich noch bei neugeborenen Kindern, die mit ihrer großen Zehe kräftig zuzugreifen verstehen. Es ließe sich also daraus schließen, daß in der Urzeit beim Menschen Hände und Füße gleich gebrauchsfähig gewesen sind. Aber schon seit vorgeschichtlichen Zeiten ist die Menschheit rechtshändig geworden, denn selbst auf den ältesten ägyptischen Darstellungen führt der Mensch seine Speisen mit der rechten Hand dem Munde zu. Die alten Juden pflegten sich beim Essen, das ihnen eine geweihte Handlung bedeutete, nach der linken Seite anzulehnen, um die rechte Hand für die Speisen frei zu halten. Bei den Griechen und Römern bot das Speisesofa Platz für drei Personen, deren linke Arme auf die Kissen gestützt wurden, während die rechte Hand zu den Speisen langte. Mohammed schärfte seinen Anhängern besonders ein, nur mit der rechten Hand zu essen. Deshalb wird es bei den Mohammedanern in Indien, Persien, Nordafrika und in der Türkei geradezu als Sünde erachtet, wenn man sich dazu der linken Hand bedient. Es gilt schon als sehr ungebildet, auf diese Weise auch nur ein kleines Stück Brot in den Mund zu schieben. Bei den Chinesen und Japanern, die bekanntlich das fertig zerschnittene Essen mit gleichartigen Stäbchen, dem Vorbild unserer Gabel, dem Munde zuführen, gibt es keine religiösen Vorschriften darüber, welche Hand zu bevorzugen ist, doch ist es auch in diesen Ländern allgemeiner Gebrauch, die rechte Hand zu benutzen. Vor Einführung der Gabel, die 1500 nach Christi Geburt von Italien ausging, in Spanien noch heute wenig populär ist, schnitt die rechte Hand mit dem Messer die Speisen und führte sie zum Munde. Um diese Prozedur zierlicher zu gestalten, krümmte man den unbenutzten kleinen Finger, was heute noch gern ältere Damen tun, wenn sie eine Tasse in die Hand nehmen. — Bis vor ungefähr hundert Jahren also aß jeder kultivierte Mensch nur mit seiner rechten Hand, in der er die Gabel hielt. Erst wurde die Speise zugerichtet, dann das Messer bei Seite gelegt und das fertig geschnittene Essen mit Hilfe der Gabel dem Munde zugeführt. — Die heutige Sitte, gleichzeitig mit Messer und Gabel zu essen, ist, wie so vieles andere, eine aus Amerika zu uns gekommene Unsitte. Sie ergibt sich aus den dortigen Verhältnissen und dem Grundsatz „time is money" (Zeit ist Geld), man wollte oder mußte „drüben" so schnell wie möglich auch mit dem Essen fertig werden. Noch vor fünfzig Jahren fielen deshalb die Amerikaner in Europa bei den Mahlzeiten unangenehm auf, weil sie gleichzeitig mit Messer und Gabel ihre Speisen zu bearbeiten pflegten und dabei in ihrer Eile auch das in der rechten Hand gehaltene Messer als Gabel benutzten.



## Bunte Chronik



* **Die Auffindung der „Fährten" fossiler Insekten.** Die Wissenschaft hat im Laufe der Zeit eine ganze Anzahl von Fährten vorgeschichtlicher Tiere entdeckt und nach ihnen so manche wichtige Einzelheit in bezug auf den Körperbau jener Tiere zu bestimmen vermocht. Neuerdings hat nun der Paläontologe Professor Schmidtgen im oberen Rotliegenden bei Mainz auch die „Fährten" von urweltlichen Insekten gefunden. Diese Fährten waren an einem Platz sichtbar, an dem sich, obwohl er von Wüstensand umgeben war, ein Tümpel befunden haben muß, denn die dort entdeckten Laufspuren rühren von Wasserinsekten und ihren Larven her. Es dürfte sich hierbei um ein Tier handeln, das seine sechs Beine in ähnlicher Weise bewegte wie der Gelbrand, der bei uns sehr häufige Wasserkäfer, wenn er sich über einen schlammigen Untergrund bewegt. Im ganzen beobachtete der genannte Forscher 21 Abdrücke solcher Insektenspuren im Gestein.

## Lustige Rundschau



* **Schnell befriedigt.** „Sag' mal, Harry, du wolltest mich doch zum Film bringen, wie ist das eigentlich damit?" — „Gut, gehen wir heute abend ins Kino!"

*

* **Nobel.** „Chauffeur! Sie haben mir da zehn Groschen zu viel herausgegeben!" — „Behalten Sie die für Ihre Ehrlichkeit."

---

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.